

Zur Wechselbeziehung zwischen persönlichem Menschenbild und dem eigenem musiktherapeutischen Handeln

Susanne Metzner

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Metzner, Susanne. 1988. "Zur Wechselbeziehung zwischen persönlichem Menschenbild und dem eigenem musiktherapeutischen Handeln." *Musik und Kommunikation: Hamburger Jahrbuch zur Musiktherapie und intermodalen Medientherapie* 2 (N.F.): 153–63.



Susanne Metzner

Zur Wechselbeziehung zwischen persönlichem Menschenbild und dem eigenem musiktherapeutischen Handeln

Was ich nicht sehe,
existiert das nun
oder existiert es nicht?
(M. Groißmeier)

Auf dem Weg zwischen Einbildung und Ausbildung

Über eine Wechselbeziehung zwischen meinem persönlichen Menschenbild und meinem musiktherapeutischen Handeln kann ich insofern nur wenig schreiben, als ich mich zur Zeit noch im Hamburger Aufbaustudium Musiktherapie befinde und über wenig praktische Erfahrungen als Musiktherapeutin verfüge. In meine Überlegungen fließt jedoch meine 7-jährige Berufserfahrung als Sozialpädagogin hinein.

Das Thema beschäftigt mich seit geraumer Zeit in besonderem Maße neben all den theoretischen Lerninhalten des Studiums und all der musiktherapeutischen Selbsterfahrung, und vor allem nachdem ich das erste Studienjahr erst einmal damit verbracht habe, mit mir zu ringen, ob ich diesen Beruf überhaupt jemals ausüben will. Da ich relativ lange nach einer Zusatzausbildung in Musiktherapie gesucht hatte und es wie ein Glücksfall war, etwas gefunden zu haben, mag das nicht so recht verständlich sein. Meine Zweifel waren dadurch begründet, daß ich durch das Eindringen in das Fach ungeheure Hochachtung bekam, nicht nur vor den akademischen und künstlerischen, sondern vor allem vor den persönlichen Fähigkeiten eines Musiktherapeuten, von denen ich mich allzuweit entfernt fühlte. Und was diametral entgegengesetzt dazu klingt, nahm immer mehr die Auffassung Raum ein, daß jeder Mensch befähigt ist, sich - eines anderen - anzunehmen. Das warf für mich die Frage auf, ob ich diese meine Fähigkeit zum Gelderwerb benutzen will. Im weiteren Verlauf des Studiums haben sich meine Zweifel keineswegs verflüchtigt (ich möchte allerdings inzwischen wirklich Musiktherapeutin werden), ich erkannte aber, daß sie in einem Weltbild, Menschenbild, The-

rapeutenbild wurzeln, mit dem ich mich näher zu beschäftigen hatte und habe.

Zu dem Begriff (Menschen-) "Bild" fällt mir das Phänomen der Perspektive ein und dazu zwei Gedanken, die ich noch einleitend erwähnen möchte.

Zum einen die perspektivische Darstellung innerhalb eines Bildes:

Ein blinder Freund fragte mich einmal, wie es möglich ist, daß, wenn ein Photo auf dem Tisch *liegt*, man behaupten könne, der darauf abgebildete Mensch *steht*. Meine Erklärungsversuche gaben ihm nur eine unzureichende Vorstellung von dem, was für mich ganz selbstverständlich ist.

Zum anderen die Perspektive im Raum, in dem Bild und Betrachter sich befinden:

Die Beschreibung sagt mehr über den Betrachter und über seinen Standpunkt aus als über das Bild selbst.

Vor dem Hintergrund dieser Gedanken ist es wichtig, von mir selbst als der Betrachterin auszugehen, von meiner Selbstwahrnehmung, von Teilen meines Selbstbildes.

Selbstbild

Manchmal spielt sich in meinem Kopf folgendes ab:

"Warum muß dieser Mensch nur so blöd in der Gegend rumstehen, mir genau im Weg! Mensch, weg da, meine Bahn. Jetzt kommen auch noch welche entgegen, 'n Riesenbogen muß ich außenrum machen. Herrje, warum geht der mit dem Koffer nur so langsam? Ich verpasse noch den Zug. Schon wieder welche entgegen, na was denn nu, links oder rechts? Verdammt!"

"Verdammt" denke ich dann auch im Abteil, wenn mein schlechtes Gewissen mir den Rücken hochkriecht. Nicht nur, daß ich wieder meiner Hetzerei erlegen bin, viel schlimmer, diese Feindseligkeit anderen Menschen gegenüber. Ich als Sozialpädagogin müßte doch nun wirklich friedlicher sein! Oder nicht? Wenigstens geduldiger. Wenigstens mit mir selbst. Müßte ich. Müßte.

Erschrocken war ich, als ich bei meinem Praktikum auf einer

chirurgischen Station mit meinen Ekelgefühlen konfrontiert war, Übelkeit nicht nur durch Geruch oder Anblick, sondern durch kranke Menschen überhaupt. Wie läßt sich das mit meinem Idealbild einer Therapeutin vereinbaren?

Doch mitten im Ekel erlebte ich, daß es besondere Momente des Mitempfindens gab, und ich entdeckte, je mehr ich mir meinen Ekel eingestand, je weniger ich versuchte, ihn zu überwältigen, je mehr ich mit mir mitfühlen konnte, daß ich so und nicht anders war, aber auch je mehr ich mich der Situation stellte, konnte dieses Mitempfinden für den anderen in für mich bisher nicht gekanntem Ausmaß daraus erwachsen.

Neben meinem physisch-geistig-emotionalen Erleben war diese Erfahrung für mich vor allem spiritueller Natur, und sie rückt für mich eine metaphysische Dimension ins Licht: neben meiner Beziehung zu mir selbst, zu meinem Nächsten und zur Natur habe ich auch eine Beziehung zu Gott. Dieser Schritt über eine allgemein humanitäre Lebenseinstellung hinaus führt mich so dicht an den Kern von Leben und Sinn, daß kaum Abstand bleibt, mich verständlich zu machen, ohne der Trivialität zum Opfer zu fallen.

Vom Standpunkt des Betrachters

Religion, Glaube, Gott haben aufgrund des seit der Zeit der Aufklärung vorherrschenden naturwissenschaftlichen Materialismus auch in den Sozialwissenschaften kaum etwas zu suchen, allenfalls als Forschungsobjekt oder als marginales Problem der Privatsphäre.

Religion kann Wunschdenken, Illusion, Projektion, Ausdruck von Neurosen, Wahninhalt sein, sie kann ein Mittel sozialer Beschwichtigung und Vertröstung sein, sie muß aber nicht. Vielfach richtet sich auch die Kritik gegen institutional gebundene Religion, bei uns gegen die christliche Kirche, die auf eine Fülle von Machtmißbrauch in ihrer Geschichte zurückblicken muß, und deren Intoleranz und Engstirnigkeit z.T. bis heute anhält - hier aber wird Religion mit Institution Kirche verwechselt, Unwissenheit und Verdrängung auf seiten des Kritikers können daher nicht ganz ausgeschlossen werden.

In der Öffentlichkeit kann von Religionsverdrängung jedoch nicht die Rede sein angesichts einer wahren Explosion neuer Spiritualität. Das wiederaufblühende Streben nach Mystik, In-

nerlichkeit, kosmischem Bewußtsein und das boomartige Anwachsen von Kulturen, Sekten und religiösen Gruppen unterschiedlichster Art dürfte inzwischen auch aus psychotherapeutischer Sicht interessant sein. Dabei will ich nicht das, was sich als Widerstand, als Alternative zu dem sinnentleerten, materialistischen Leben heutiger westlicher Kultur Ausdruck verschafft, auf ein psychopathologisches Syndrom reduzieren, sondern es geht mir darum, die traditionellen Fronten zwischen Psychoanalyse (d.h. den Vertretern der Psychoanalyse, die die Internalisierung von Gott bzw. Religion als hemmend für die individuelle Entwicklung ansehen) und Religion neu zu überdenken. Für besonders wichtig erachte ich die konstruktive Auseinandersetzung mit dem Christentum als der in unserer Kultur vorherrschenden und sie nach wie vor prägenden Religion, anstatt auszuweichen auf die ungleich faszinierenderen fernöstlichen Religionen.

Zweifellos ist Religion in der Therapie wie jedes andere Thema ernstzunehmen, nur, in welchem Maße ich als Therapeutin die religiöse Dynamik im Leben eines Patienten einschätze, ist eng

mit meinem eigenen religiösen Verstehen verbunden. Darüber hinaus behaupte ich, daß meine Auffassung von Krankheit und Gesundheit davon abhängt, ob Religiosität als konstitutives Element von Ganzheitlichkeit dabei eine Rolle spielt und inwieweit ich mich selbst mit meiner eigenen Religiosität auseinandersetze. Die Wirkung eines Bildes hängt nicht zuletzt vom Standpunkt des Betrachters ab!

Die hier skizzierten Überlegungen bilden den rationalen Teil der Brücke, die sich erst in jüngerer Vergangenheit zwischen meinem Beruf und meiner "privaten" Beziehung zu Religion gebildet hat. Die Geschichte der Getrenntheit ist viel länger und weniger leicht darstellbar.

Nachdem eine zum großen Teil recht unerfreuliche Konfirmandenzeit zwar kritischen Abstand zu Religion und Kirche bewirkt, aber noch nicht jegliches Interesse beseitigt hatte, nachdem mein Studium an einer evangelischen Fachhochschule keine wesentliche Einstellungsänderung nach sich zog, und nachdem ich meine Arbeit bei einer Kirchengemeinde aufnahm, wurde ich durch die oben erwähnte Modeströmung angeregt, mich mit östlichen Weltanschauungen zu beschäftigen. Ich las stapelweise Bücher, hörte Vorträge, diskutierte, machte Übungen und unternahm "geistige Höhenflüge" über Buddhismus, Sufismus, Zen, Yoga, I-Ging

und verschiedenes mehr und landete nach diesen Höhenflügen schließlich wieder beim Christentum. Grundsätze aus anderen Religionen hatten mir einige Passagen aus der Bibel neu verständlich gemacht, Erlebnisse mit Menschen, die versuchen, christlich zu leben, beeindruckten mich, und vor allem rührte mich die große Einfachheit des neuen Testaments an.

Bilder

Je länger und intensiver ich meinem Blick auf Menschen richte, desto unmöglicher erscheint es mir, ein Menschbild zu zeichnen, allenfalls ein Menschbilderbuch mit unzähligen verschiedenen Menschen. Würden alle zusammengefaßt, beispielsweise zu einer Sandwich-Photomontage, wäre kein Menschenbild mehr erkennbar, nur schemenhafte Gestalt. Um jedoch nicht vom ungestalteten Unbekannten überflutet zu werden und damit unfähig zu jeder Handlung und Kommunikation, bin ich doch darauf angewiesen, mit einem vordefinierten Konstrukt von Wirklichkeit, einem vorausgesetzten Bild des Menschen zu leben. Mein Bemühen ist es, dabei nicht allzuviel Lebendigkeit und Tiefendimension aus den Augen zu verlieren und damit die Wechselbeziehung zwischen mir und einem Menschenbild aufzugeben. (Es würde zu weit führen, wenn ich hier auch noch problematisieren würde, daß ich von mir selbst auch nur ein Bild habe).

Im folgenden möchte ich drei Bilder von Menschen betrachten, vorgegebene Bilder, und zwar aus der Bibel. Ich möchte versuchen, sie mit Leben zu füllen, wobei ich bezogen auf therapeutische Zusammenhänge Akzente setze in dem Bewußtsein, dem Facettenreichtum und der Vieldeutigkeit in keiner Weise gerecht zu werden.

1. Das Bild vom einsamen Menschen

"Es war ein reicher Mann, dessen Feld hatte gut getragen. Und er dachte bei sich selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nichts, wohin ich meine Früchte sammle. Und sprach: Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darin sammeln all mein Korn und meine Vorräte, und ich will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Mut" (NT Luk.12, 16-19)

Die Sinnlosigkeit des Vorhabens springt jedem, der unser auf

Sicherheit und Verteidigung angelegtes Leben hinterfragt hat, sofort ins Auge. Mir ist an dieser Stelle aber ein anderes Detail wichtig: Dieser auf seine materielle Wohlfahrt bedachte Mensch spricht mit seiner Seele. Er führt diesen Monolog, um die Stimme seiner Seele zum Schweigen zu bringen, die ihn daran erinnert (wahrscheinlich nicht zum ersten Mal), daß sie alles andere als ruhig, satt und voller Mut ist, nämlich unruhig, hungrig, durstig und furchtsam. Un ich möchte ergänzen: sie ist einsam, unabhängig davon, ob Menschen, Familie, Freunde um ihn herum sind. Der Mann reagiert auf diese urmenschliche Einsamkeit, indem er seine mahnende Seele zu überreden versucht, sie unterdrückt, vor ihr flieht. Doch er wird wieder fliehen müssen, denn all sein Korn in den Scheunen wird sie nicht beruhigen, wird sie nicht trösten. Vielleicht begnügt der Mensch sich in Zukunft tatsächlich in materieller Hinsicht mit dem, was er hat, stattdessen flieht er in "originelle" Freizeitbeschäftigungen oder bei entsprechenden entwicklungspsychologischen Dispositionen in den Drogenkonsum. Es ist leichter, in immer neuen Illusionen zu leben, sich tausenderlei Ablenkungen zu verschaffen, sich zu zerstreuen, zu reagieren, anstatt sich zu sammeln, den inneren Monolog anzuhalten, sich der Wirklichkeit zu stellen, aus der eigenen Mitte heraus zu leben. Zu diesem Schritt müßte er es wagen zu vertrauen, daß jenseits seiner menschlichen Einsamkeit eine Fülle liegt, die, so pathetisch es klingt, seine Seele wirklich sättigen könnte. Das jedenfalls ist die Weisheit aller Religionen und die Erfahrung von Menschen, die diesen Weg gegangen sind. Darauf ist es schwer, sich einzulassen, es selbst auszuprobieren, aus Angst etwas zu verlieren, sich zu verlieren. Doch kann man noch einsamer sein als einsam, und gibt es anderes zu verlieren als Illusionen? Diese Frage stellt sich der Mann gar nicht - er lagert lieber seine Vorräte auf Jahre hinaus. Er stirbt noch in der gleichen Nacht. Einsam.

Mir fällt es nicht schwer, nicht selbst in dem Bild wiederzufinden. Auch ich führe pausenlos innere Monologe, auch mir fällt es nicht leicht, mich meiner Einsamkeit zu stellen, auch ich lebe in Illusionen, die mir die Endlichkeit meines Lebens verbergen sollen. Und alle rationalen Überlegungen helfen mir kaum, die Gewohnheiten loszulassen. Dagegen stehen meine Erlebnisse, einmal eine Woche lang zu schweigen, für einige Tage in ein Kloster, einem Ort der Stille, zu fahren, mir jeden Tag Zeit zur Besinnung zu nehmen in dem Versuch, mir Gewohnheit auf diese Art zunutze zu machen, dagegen stehen auch all die Gespräche mit Menschen, die ähnliches versuchen, die ähnliche Fra-

gen an ihr Leben stellen. Dabei ist mir bewußt, daß das alles auch kein Rezept ist, das unfehlbar zu einem gelingenden Leben führt, und ich bin ständig in Gefahr, der Illusion zu erliegen, daß am Ende etwas dabei herauskommt.

Bezogen auf mein musiktherapeutisches Handeln möchte ich als Musiktherapeutin nicht trugschließen, daß mein Patient durch den offenen Ausdruck von Gefühlen, durch die Erprobung kommunikativer Fähigkeiten, die Einübung verschiedenster Formen der physischen, geistigen oder emotionalen Kontaktaufnahme, so wichtig das alles ist, von seiner Ur-Einsamkeit befreit werden könnte. Vielleicht gelingt es mir aus meiner eigenen Erfahrung mit Einsamkeit heraus, durch meine Haltung, durch meine Musik, ihm Solidarität entgegenzubringen, vielleicht sogar, ihm ein Gefühl zu vermitteln, daß in dieser Einsamkeit der Raum der Menschlichkeit und Lebendigkeit nicht aufhört. Solange der einsame Mensch jedoch seine Illusionen braucht, gilt meine Achtung und mein Respekt diesen Grenzen, die ihm ja auch Orientierung und Schutz im täglichen Leben bieten.

2. Das Bild vom unvollkommenen Menschen

"Ein Mann hatte zwei Söhne. Und der jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht. Und er teilte Hab und Gut unter sie. Und nicht lange danach sammelte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land, und dort brachte er sein Erbteil durch mit Prassen. Als er nun das Seine verbracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land, und er fing an zu darben." (NT Luk.15,11-14).

Hier wird ein Mensch dargestellt, der sich aus den Händen seines Vaters nimmt, seine eigenen Wege geht und willkürlich über das ihm Gegebene verfügt. Es geht mir hierbei nicht um den in der Pubertät notwendigen Ablösungsprozeß vom Elternhaus, sondern um ein Stück Menschheitsgeschichte. Der Mensch fühlt sich als die einsame Spitze der Schöpfung. Doch ich glaube, die "Älten" haben gewußt, warum sie in ihrer Schöpfungsgeschichte den 7. Tag, den Tag der Ruhe und Freude, als Vollendung gesehen haben. Alles, auch der Mensch, strebt auf diesen Tag zu. Die Schöpfung ist in einem Vollendungsprozeß begriffen, in dem der Mensch als Geschöpf zum Mitschöpfer werden kann, aber nur solange die Verbindung vom Ursprung und dem 7. Tag besteht. In ihrem Vollendungsprozeß ist die Schöpfung bereits vollkommen. Der Mensch aber verkennt seine Situation als ein Geschöpf und

damit seine Verbindung zu seinem Ursprung und allen anderen Geschöpfen. Er wird zum Schaden der Schöpfung, wird selbst immer kränker, erleidet die Not und Sinnlosigkeit seines Daseins. Schließlich hält er dieses Geschehen für zum menschlichen Leben dazugehörend, für eben "menschlich" im Sinn von unvollkommen.

Jeder Baum, der schief wächst, weil ein Sturm ihn fast entwurzelt hätte, bleibt seinem Wesen nach vollkommen Baum, kann gar nicht anders als seinen Platz im ökologischen System einnehmen. Der Mensch aber füllt sein Leben mit eigenem Sinn und geht daran zugrunde, wenn er nicht umkehrt.

Meine eigene Unvollkommenheit, die ich immer wieder empfinde, begründet sich also nicht in den Fehlleistungen, sondern darin, daß ich meinen Ursprung nicht kenne. Alle Versuche, meine Leistungen zur Vollkommenheit zu bringen, sind bedeutungslos angesichts der Tatsache, daß ich nichts von der Bestimmung meines Lebens weiß. Alle Bewertungen, was richtig und falsch ist, alle Unternehmungen, Gut und Böse unter Kontrolle zu bringen, kann ich mir sparen, solange ich nicht das nötige Hintergrundwissen habe, das ich allein durch eine innere Öffnung dafür und ein Hören auf die Wahrheit erlangen kann. Wenn ich wirklich ehrlich bin, weiß ich bei einer Entscheidung immer ganz genau, ob ich nach innen gelauscht habe, ob ein Wissen in mir herangereift ist oder nicht, ich glaube, jeder kennt das. Die Schwierigkeit besteht weniger darin zu hören, zu vernehmen, als wirklich ehrlich zu sein.

Mit dem Bild vom unvollkommenen Menschen sehe ich die Krankheit, die Probleme meines Patienten über das psychologisch Faßbare hinaus in seiner Bewußtlosigkeit über seinen Ursprung und seine Bestimmung, und ich bin aufgefordert zu klären, was für mich "Heilung" ist und was die Therapie bewirken soll. Dem Bild zufolge hieße Heilung konsequenterweise die Wiedervereinigung des Menschen mit seiner Wahrheit. Therapie, die darauf abzielt, daß der Patient sich in der Welt durchsetzen kann, sich als arbeits-, handlungs- und kontaktfähig bewährt und als Voraussetzung dafür von seinen Schuldgefühlen und seiner Angst befreit wird, hat dagegen rein pragmatischen Charakter. Bei der Gegenüberstellung geht es mir nicht um religiöse Psychotherapie oder Therapie für Religiöse, sondern allein darum, daß ich die Grenzen der Psychoanalyse klar sehe, die auf die mit Neurosen-Problemen verhafteten Fragen nach dem Sinn von Leben, von Leiden und Sterben keine Antwort zu geben vermag. Ich versuche einen

Standort zu finden, von wo aus ich in der Therapie die Fragen nicht ausblende, sondern, im Gegenteil, Raum schaffen kann, in dem der Patient die ganz individuelle Philosophie seines Herzens explorieren kann und damit seiner Wahrheit näherkommt.

3. Das Bild vom verwundeten Menschen

"Er wuchs kümmerlich auf wie ein Reis, das in dürrem Erdreich wurzelt. Er hatte keine erhabene Gestalt, keine Hoheit, keinen Glanz. Wir sahen ihn, aber er gefiel uns nicht. Ausgestoßen war er, von den Menschen gemieden, ein Mann der Schmerzen, mit Krankheit belastet, so verachtet, daß man sein Gesicht vor ihm verbarg und ihn für nichts hielt. Aber das ist wahr: er trug unsere Krankheit und lud unsere Leiden sich auf."
(AT Jes.53,2-4)

Es handelt sich hier nicht um das konstruierte Menschenbild aus einem Gleichnis, sondern um den sog. 2. Jesaja, d.h. ein Bild von ihm, das die Menschen nach seinem Tod behielten.

Hier ist mir wichtig: Der verwundete Mensch trägt die Krankheit der anderen. Es paßt nicht zu unserer Vorstellung vom starken, gesunden Menschen, der sich eines anderen annimmt. Ein heiler Mensch in einer heilen Gruppe, ohne Angst, ohne seelischen Knick - der richtige Mensch. Stattdessen rückt hier die Verwundbarkeit des Menschen in den Vordergrund, die die Menschlichkeit erst ausmacht. Der Mensch ist verwundbar, seine verletzte Stelle äußert sich in irgendeiner Form von körperlich-geistig-seelischer Krankheit, stellvertretend für viele, die für Ihr Leiden an einer gestörten Welt keinen Namen haben. Die Sozialpsychologie spricht vom Symptomträger im Bedingungsgefüge, doch hier wird die Stellvertretung über das engere Bedingungsgefüge hinaus verstanden. Der verwundete Mensch, der sich womöglich selbst nicht helfen kann, ist in Gemeinschaft mit allen verwundeten Menschen. An seiner Person offenbart sich das sonst so sorgfältig verborgene Leiden, er wird zu einem Instrument der Befreiung, der Erlösung.

Mich selbst anzunehmen als einen verwundeten und verwundbaren Menschen, lerne ich mühsam in der Einzelmusiktherapie, und daß meine Wunden und Verwundbarkeit Chancen in sich bergen, mit meinen Patienten mitfühlen zu können, begreife ich langsam.

In einem völlig neuen Licht erscheint mir die therapeutische

Beziehung unter dem Blickwinkel, daß mein Patient als verwundeter Mensch auch meine Last trägt, meine Leere, meine Traurigkeit, meine Angst. So betrachtet empfinde ich Ehrfurcht vor seinem Leben und empfangen ihn als einen Gast. Ich versuche herauszufinden, wie seine Geschichte mit der meinen zusammenhängt, gebe ihm Raum zur Entfaltung. Er lehrt mich seine Geschichte, und ich lerne, versuche zu verstehen, mit gespannter Aufmerksamkeit zu erfahren, was er mir zu sagen hat. Das hebt natürlich keineswegs die Notwendigkeit auf, Grenzen klar zu ziehen, daß heißt auch nicht, daß ich zu einem totalen Niemand werde. Ein Raum ohne erkennbare Grenzen ist nicht einladend, und ein Gespräch zwischen einem Niemand und einem Jemand kann gar nicht zustande kommen.

Auch wenn ich selbst das Bild in seiner Tiefe noch nicht ganz begreife, durch den verwundeten Menschen von meinem Schmerz erlöst zu werden, so sehe ich zumindest, daß er mir eine Aufgabe gibt, und ich empfinde Dankbarkeit dafür.

Abschließende Bemerkungen

Bis jetzt habe ich noch kaum ein Wort über die Musik verloren! Die von mir beschriebenen Bilder und die Bezüge zur therapeutischen Beziehung, sowie die angerissenen Fragestellungen verbinden m.E. alle Zweige der Psychotherapie miteinander. Doch durch die der Musik innewohnenden Qualitäten (Ernst Bloch nennt sie die Kunst des Vor-Scheins, die sich am intensivsten auf den quellenden Existenzkern (Augenblick) des Seienden bezieht und am expansivsten auf dessen Horizont) kulminieren in der Musiktherapie die therapeutischen Möglichkeiten, mit dem Patienten auf den verschiedenen Ebenen seiner menschlichen Existenz zu arbeiten. Bezogen auf die von mir beschriebenen Aspekte des Daseins bietet die Musik einen Klangraum, in dem das Wagnis möglich ist, sich zur eigenen Mitte vorzuwagen, in dem ausgesprochen werden kann, was sonst stumm ist, in dem echte Begegnung möglich ist, in dem die irdischen und metaphysischen Bereiche menschlichen Lebens miteinander verknüpft sind. Dabei wirkt die Musik immer als ein Ganzes, alle Teilbereiche sind immer gleichzeitig vorhanden. So ist es möglich, sich entweder auf einen Bereich zu konzentrieren oder zwischen den Bereichen beliebig zu oszillieren oder die Musik bewußt ganzheitlich aufzunehmen und zu spielen. All dies gilt nicht nur für den Patienten, sondern auch für uns als Therapeuten und Musiker. Diese besondere Verbindung in der Person des Musik(er)therapeuten

beeinhaltet die Chancen, uns für Stille, die nicht Abwesenheit von Geräusch ist, zu sensibilisieren, unseren (Zu)Hörsinn zu differenzieren, auf "Untertöne" zu achten, und wir sind vertraut mit dem Spielen und, was sich nicht ausschließen muß, mit Proben und Üben. Denn erst durch spielerisches Experimentieren und Üben wird aus einem Erlebnis und der daraus resultierenden Einsicht ein Schritt zur Veränderung und Entwicklung. In diesem Sinne erklingt meine Reprise: Auch ich übe - z.B. übe ich auf dem Hauptbahnhof Geduld mit meinem Nächsten und mit mir selbst.

Literatur

- Ernst Bloch Das Prinzip Hoffnung, Suhrkamp TB 1973
 (Zit. v.S. 1258)
- Rut Björkman Das Geheimnis Christi, Aurum Verlag
- Paolo J. Knill Das Kristallisationsprinzip in einer musik-
 orientierten Psychotherapie, Aufsatz 1987
- Hans Küng Freud und die Zukunft der Religion,
 Serie Piper, 1987
- Susan Munro Musiktherapie bei Sterbenden,
 G. Fischer Verl. 1986
- Jörg Zink Vortrag auf dem Ev. Kirchentag in Frankfurt
 18.06.1987